

# **Universitäts- und Landesbibliothek Tirol**

## **Bis der Herbst kommt**

**Thüminger, Rosmarie**

**Wien, 1991**

XI

# XI

“Maria! Maria!”

In der Mitte des Ackers stand eine Frau und winkte Maria zu. Sie trug eine Männerhose und eine graublau karierte Jacke. Um den Kopf hatte sie ein Tuch geschlungen, das ihr Haar fast ganz verbarg. In der rechten Hand hielt sie eine Spitzhacke. Maria mußte blinzeln. Die Sonne schien ihr in die Augen, aber dann erkannte sie die Frau.

“Fräulein Lehrerin!”

Blitzschnell kletterte sie über den niedrigen Zaun, der die Straße von den Feldern trennte. So schnell sie konnte, rannte sie quer über die gemähte Wiese und die aufgegrabene Erde des Ackers. Die Frau stand da und lächelte ihr entgegen. Sie ließ die Harke fallen und faßte Maria an beiden Händen.

“Du bist ja gewachsen, den Sommer über”, stellte sie fest, “mindestens drei Zentimeter bist du gewachsen.”

Maria ihrerseits starrte die Lehrerin an. Ja, sie war es, Fräulein Hauser. Aber wie hatte sie sich verändert! Früher war sie doch immer so schön angezogen gewesen. Trotz des Bezugscheinsystems hatte sie Blusen und hübsche Röcke getragen, elegante Schuhe und feine Strümpfe. Und nun steckten ihre Füße in derben Holzschuhen, und die Jacke war an beiden Ärmeln geflickt. Einzig das Kopftuch erinnerte noch an die frühere Eleganz, ein buntgemustertes Tuch aus zarter Seide. Darunter ringelten sich ein paar hellbraune Locken in die Stirn.

“Maria, wie schön, daß ich dich sehe! Wie geht es dir?”

Maria schluckte. Das feine Fräulein Lehrerin in diesen alten, häßlichen Sachen. Aber ihr Gesicht wenigstens war dasselbe geblieben: große Augen, klar gewölbte Brauen, und wenn sie lächelte, erschienen Grübchen in den Wangen.

“Danke, es geht mir gut. Ich gehe jetzt in die Hauptschule.”

“Und? Gefällt es dir? Hast du nette Lehrer?”

Maria schaute die Locken an, die vorwitzig unter dem bunten Kopftuch herauschauten, und mußte noch einmal schlucken.

“So nett, wie Sie waren, sind sie nicht”, sagte sie.

“Aber geh. Das glaubst du nur, weil du sie noch nicht richtig kennst. Du hast ja erst ein paar Wochen Schule.”

“Und was machen Sie da, Fräulein Lehrerin?”

“Ich grabe Zuckerrüben aus. Siehst du das nicht?”

“Gehört der Acker Ihnen?”

“Nein, wo denkst du hin! Wie sollte ich zu Grund und Boden kommen! Das Feld gehört zur Kracherlfabrik.”

“Dem Herrn Greiter?”

“Ja, dem Herrn Greiter. Ich bin nun Mädchen für alles in seinem Betrieb. Ich erledige die Schreifarbeiten und arbeite in der Produktion. Wenn ich Zeit habe, mache ich auch noch andere Arbeiten. Heute eben ernte ich Zuckerrüben. Dafür werde ich in Naturalien bezahlt.”

“In Naturalien?”

“Ja, ich bekomme Zucker. Du weißt wohl, wie schwer es ist, Zucker zu bekommen. Und den Zucker tausche ich gegen Zigaretten ein.”

“Sie rauchen also noch immer?” erkundigte sich Maria.

Früher, als Fräulein Hauser noch am Astenberg unterrichtet und jeden Tag in Mutters Küche Kaffee getrunken hatte, war vom Aufhören die Rede gewesen.

“Nein, ich rauche nicht mehr. Die Zigaretten brauche ich für meinen Vater. Das Rauchen ist praktisch die einzige Freude, die ihm geblieben ist.”

“Also ist er noch immer im Lager?”

“Ja, aber vielleicht nicht mehr lange. Er -“, die Lehrerin stockte einen Augenblick. “Wie ich sehe, versteht er sich ganz gut mit den Vorgesetzten.”

“Warum sind Sie eigentlich nicht mehr Lehrerin?”

“Ja, weißt du denn das nicht, Maria? Hat deine Mutter dir nicht gesagt, warum statt meiner die neue Lehrerin bei euch am Astenberg unterrichtet?”

“Nein, wir haben geglaubt, daß Sie noch immer krank sind. Onkel Fritz hat im Sommer einmal Ihre Mutter besucht. Und da waren Sie ja krank, oder?”

“Ja, da war ich krank.”

“Und jetzt geht es Ihnen wieder gut?”

Die Lehrerin lachte auf. “Gut? Aber ja. Es geht mir gut. Warum auch nicht?”

“Und warum unterrichten Sie nicht mehr?”

“Ich bin aus dem Schuldienst entlassen worden. Du weißt ja, daß ich in der Partei war. Deshalb bin ich entlassen worden.”

“Und Sie dürfen jetzt nie mehr Lehrerin sein?” fragte Maria erschrocken.

“Ich müßte zu Kreuze kriechen. Aber das tu ich nicht. Ich nicht.”

“Aber der Krieg ist doch vorbei. Nun wird alles anders. Wir sind befreit.”

“Wir sind besetzt.”

“Der Briefträger sagt, wir sind besetzt, aber auch befreit.”

“Ach, der Briefträger! Den gibts also auch noch? Der hat ja immer bei euch gefrühstückt. Der war mir immer suspekt. Ich habe zu deiner Mutter oft gesagt, sie solle aufpassen und in kein Naheverhältnis zu ihm kommen. Wenn so einer auffliegt, kommen auch seine Freunde in ein schiefes Licht.”

“Aber das ist ja jetzt vorbei. Nun braucht man keine Angst mehr zu haben.”

“Auch heute müssen Leute Angst haben. Leute wie ich. Oder mein Vater. Aber lassen wir das. Weißt du was, Maria? Wir werden jetzt jausnen. Mein Kracherlfabrikant ist bestens mit Lebensmitteln versorgt. Seine Frau mag mich und gibt mir immer ein ordentlich belegtes Brot zur Arbeit mit. Wir setzen uns auf einen der Rübensäcke, die Gesichter zur milden Sonne, und lassen es uns gut gehen. Weißt du noch, wann du das letzte Mal ein Speckbrot gegessen hast?”

Nein, das wußte Maria nicht mehr, das war schon zu lange her. Schon allein beim Wort “Speck” lief ihr das Wasser im Mund zusammen.

“Aber das Brot ist ja für Sie gedacht, Fräulein Lehrerin.”

“Es reicht für uns beide.”

Fräulein Hauser gab dem zunächst stehenden, prall gefüllten Sack einen Tritt, so daß er umfiel. Dann bugsierte sie zwei andere in einen rechten Winkel dazu. So entstand eine bequeme Bank mit Rückenlehne. Schließlich zog sie aus einem Beutel ein in Zeitungspapier gewickeltes Päckchen. Sie brach die Doppelschnitte in zwei Stücke, das größere reichte sie Maria.

“Laß es dir gut schmecken!”

“Danke”, sagte Maria und biß hinein. Das schmeckte besser als das Schmalzbrot, von dem Großmutter immer behauptete, in der heutigen Zeit sei dies ein Luxus, von dem die meisten Menschen nur träumen könnten.

“Siehst du”, sagte die Lehrerin, “von Befreiung kann man nicht reden, solange wir Ausgangssperre haben, die Zeitungen unter Patronanz der Militärbehörde erscheinen und wir von Marokkanern und Negern kommandiert werden.”

Marokkaner und Neger. Maria spürte, wie sich etwas in ihrem Bauch zusammenzog. Diese Töne schienen altbekannt. Marokkaner und Neger, Juden und Russen, Karnner und Zigeuner.

“Fräulein Lehrerin, glauben Sie noch immer, daß das Untermenschen sind?”

“Die Neger sind jedenfalls weniger intelligent als die Weißen oder gar die Menschen der germanischen Rasse. Und das gilt auch für die Zigeuner und Russen.”

Maria schüttelte den Kopf.

“Da täuschen Sie sich aber, Fräulein Lehrerin.”

Die Lehrerin runzelte die Stirn.

“So hast du also schon vergessen, was ich euch in der Schule gelehrt habe? Gerade von dir hätte ich mir eigentlich etwas anderes erwartet.”

“Aber nein, ich habe nichts vergessen, ich weiß alles noch”, widersprach Maria eifrig, “aber das mit den Untermenschen, das stimmt einfach nicht. Ich habe es selbst gesehen, daß das nicht stimmt.”

“So, woran hast du das gesehen?” fragte die Lehrerin interessiert.

“An unserem Russen am Dachboden, dem Boris, der aber in Wirklichkeit Alexander heißt.”

“Einen Russen am Dachboden? Ihr habt einen Russen am Dachboden?”

“Wir hatten ihn. Jetzt ist er schon lange weg. Er ist nach Rußland zurückgekehrt. Ich habe sogar einen Brief von ihm bekommen. Mutter mußte ihn verstecken, sonst hätten sie ihn umgebracht. Er war nämlich ein geflüchteter Kriegsgefangener.”

“Ja, wann war denn das?”

“Das war im letzten Winter.”

“Aber da habe ich ja noch bei euch im Schulhaus unterrichtet.”

“Deshalb mußten wir ja so vorsichtig sein. Und ich mußte immer aufpassen, daß ich Ihnen nicht womöglich unabsichtlich etwas sage.”

“So warst du also eingeweiht?”

“Ja, ich habe ihn nämlich entdeckt. Als Spitz strawanzen war, suchte ich ihn am Dachboden. Und da habe ich den Kriegsgefangenen gesehen. Er war verwundet. Zuerst habe ich große Angst gehabt. Eben weil ich geglaubt habe, daß geflüchtete Kriegsgefangene Verbrecher sind. Und auch, weil ich damals noch nicht wußte, daß Russen auch Menschen sind, so wie wir. Aber dann habe ich ihn kennengelernt.

Zum Schluß habe ich ihn direkt gern gehabt. Da habe ich gemerkt, daß er kein Untermensch ist. Seitdem glaube ich auch nicht mehr, daß Neger oder Juden Untermenschen sind. Es gibt keine Untermenschen."

"Ihr hattet also einen Kriegsgefangenen am Dachboden versteckt? Wußtet ihr, deine Mutter, Großmutter und du, daß dies eine verbrecherische Tat gegenüber dem Volk war?"

"Wir mußten es tun. Wenn sie ihn gefunden hätten, wäre er verurteilt worden."

"Und deine Mutter und Großmutter auch."

"Großmutter hat zuerst gar nichts von ihm gewußt. Erst als er Fieber bekommen hat, mußten wir ihn in Großmutter's Kammer unterbringen."

"Und du hast mir nie ein Wort davon verraten. Dabei habe ich immer geglaubt, daß ich in deinem Herzen lesen kann wie in einem aufgeschlagenen Buch. Maria, sag, warum hast du mich so hintergangen?"

Die Stimme der Lehrerin klang so eindringlich und traurig, daß Maria plötzlich selber ganz traurig wurde.

"Aber ich habe Sie ja gar nicht hintergangen, Fräulein Lehrerin. Ich habe Ihnen ja nichts sagen dürfen. Ich habe ja auch Onkel Hermann nichts gesagt, als er auf Heimaturlaub gekommen ist. Er hätte ihn sicher angezeigt. Und Sie, hätten Sie ihn nicht angezeigt?"

"Aber Maria, dieser Gefangene war doch ein Feind. Verstehst du nicht, unser Vaterland, unser Deutschland war im Krieg, unsere Soldaten verbluteten am Feld der Ehre, und ihr verstecktet einen Feind."

"Nein, nein. Er hat ja nichts dafür können, daß Hitler seine Heimat überfallen hat. Da hat er eben auch in den Krieg ziehen müssen."

"Ach Maria, nun sind es erst wenige Monate, daß wir uns nicht gesehen haben, und schon hast du dich auf die andere Seite geschlagen."

Die Lehrerin stand auf und nahm wieder die Harke zur Hand. Maria tat es schon leid, daß sie das Speckbrot gegessen hatte. Vielleicht hätte das Fräulein Lehrerin es ihr gar nicht angeboten, wenn ihr die Sache mit Boris vorher bekannt gewesen wäre.

"Fräulein Lehrerin, sind Sie jetzt böse auf mich?" fragte Maria leise.

"Ach nein, ich bin nur traurig. Alle sind dem Führer untreu geworden."

“Fräulein Lehrerin, möchten Sie uns nicht einmal besuchen kommen? Der Spitz kennt Sie bestimmt noch. Und Kitty auch, die hat sich ja immer so gerne von Ihnen streicheln lassen.”

“Am Sonntag geht es nicht, das ist der einzige Tag, an dem ich Vater besuchen darf.”

“Und am Samstag nachmittag? Da habe ich nur bis 12 Uhr mittags Schule, und dann könnten wir den Weg zusammengehen. Mutter täte sich bestimmt sehr freuen. Und Großmutter auch. Sie sind oft so traurig, weil sie keine Nachricht haben von Onkel Hermann und Vater.”

“Glaubst du wirklich, daß sie sich freuen würden?”

“Ganz bestimmt, Fräulein Lehrerin, sie freuen sich immer, wenn sie jemand besucht.”

“Also gut, dann werde ich einmal kommen, einverstanden?”

“Ja, einverstanden. Und danke für das Speckbrot, es hat mir sehr gut geschmeckt.”

“Komm gut heim und grüß mir Mutter und Großmutter.”